



Soziale Tügen.

Eine Strafpredigt von Karl Görlig.

[Nachdruck verboten.]

„Sprich die Wahrheit unter allen Umständen, und wenn selbst die Welt darüber aus ihren Angeln gehen sollte!“ Das ist ein alter Grundsatz, der schon den Kindern gelehrt wird, und den zu befolgen die meisten Menschen fest überzogen sind, vorzugsweise wohl diejenigen, welche in einer Autoritätsstellung, sei es nun als Familienoberhaupt, Staatsbeamter oder Lehrer, diesen Grundsatz, daß Wahrheit vor Rücksicht gehe, durch ihre Thaten und Handlungsweise praktisch zur Ausführung bringen sollen.

Und noch ist das Lügen in der ganzen sozialen Welt, in der Gesellschaft, in der Familie, in der Politik so allgemein an der Tagesordnung, als ob es durch Gesetz und Befehlman direkt privilegiert wäre.

Für den ehrenwerthen Menschen, sowohl Mann wie Frau, wird selten ein Tag verstreichen, an welchem er nicht ohne Bedenken eine Lüge auspricht.

„Wärde man die Behauptung: „Sie sind ein Lügner!“ speziell an einen bestimmten Einzelnen richten, so würde dies in den meisten Fällen eine Insultation nach sich ziehen, während doch für eine solche Beschuldigung der Beweis der Wahrheit leicht zu erbringen wäre.

Betrachten wir die verschiedenen Eventualitäten beim Aussprechen dieser gesellschaftlichen Lügen einmal näher.

Es klingelt draußen an der Korridorthür.

Der Ton dieser Klingel bringt die furchtbare Larabe in der Säulenhalle hervor. Der Hausherr springt vom Schreibtisch auf; die Frau vom Haube, die Tochter, Alle stürzen atemblos dem Diener, welcher öffnen will, entgegen und rufen diesem halblaut zu:

„Ist es Herr X. — ich bin nicht zu Hause!“ „Sollte Fräulein Y. draußen klingeln, so bin ich vor zehn Minuten ausgegangen!“

„Ich habe auch das Haus verlassen, ich hatte einen notwendigen Geschäftsgang.“

„Sagen Sie, ich würde es gewiß sehr bedauern, nicht dagewesen zu sein!“

So flüchten Alle zugleich durcheinander, indem ihre Gesichtszüge vor Aufregung sich dabei verzerrten. Keiner hat den Muth, einfach die Wahrheit zu sagen und sich entschuldigen zu lassen, der Mann, daß er nicht bei der Arbeit geblieben sei, die Damen, weil sie ein einfaches Hauskleid tragen, in welchem sie sich nicht vor Fremden zeigen lassen wollen.

Mit solchen Unwahrheiten wird der draußen Stehende abgewiesen. Aber damit ist es keineswegs genug, die Lüge wird noch verschärft. Wenn man einige Tage darauf Herrn X. oder Fräulein Y. begegnet, werden dieselben mit heuchlerischem Bedauern angeprochen, mit Händen, Linnarungen, wohl gar mit Klüssen regaltirt:

„Sie waren vorgestern bei mir, ach, wie leid hat es mir gethan, daß dies vergebens geschah. Kaum fünf Minuten kann ich fort gewesen sein; ich wundere mich nur, daß wir uns damals nicht noch in unserer StraÙe begegnet sind!“

Das verbindliche Lächeln des Angeredeten ist auch eine gesellschaftliche Lüge. Er weiß, daß Alles, was ihm gesagt wird, unwar ist, aber Gebrauch und Sitte erheischen, auf diese unwahren Versicherungen in gleicher Weise einzugehen, und so belügen sich Beide in wahrhaft rührender Uebereinstimmung.

Diese Lügenhaftigkeit kommt bei den meisten festlichen Einladungen vor. Viele derselben werden nicht ernsthaft gemeint, sondern nur aus Zwang und gesellschaftlicher Rücksichtnahme erlassen. Der Gastgeber atmet auf, wenn gewisse Personen abjagen, und andererseits sind viele oberschlägliche Antworten durchaus unwar motivirt. Der Eine fürchtet, sich zu langweilen, der Zweite scheint die Kosten einer Revanche, noch Andere besitzen nach ihrer Ansicht nicht hinreichend elegante Toilette, um nach Wunsch glänzen zu können. Aber Niemand entschuldigend seine Abjage mit wahren Gründen. Alle schüßen Unwohlsein, heftige Körperleiden vor, lügen sich selbst ihre Gesundheit, ihre kostbarsten Gut ab, um ihre abschlägige Antwort zu motiviren und gesellschaftlich nicht anzustoßen.

Und wie viel, und was Alles, wird nun erst von jenen zusammen gefabelt, welche in solchen Gesellschaften erscheinen!

Einer überbietet den Andern im Renommiren, Alle ergehen sich in unwahren Schmeicheleien gegen den Gastgeber und Alles, was zu dessen Familie gehört. Die Kinder des Hauses gleichen kleinen Papilien, sind vorlaut und zübringlich, aber sie werden reizend gefunden, an den Schopf genommen, geliebt, für Wunderkinder erklärt.

Die Schwester der Hausfrau, eine mondcheinischwärmende Jungfrau, welche die Hofen mindestens schon vierzig Mal lügen hat, glaubt nicht oft genug verblümt darauf anspielen zu können, daß sie noch halbe Anwartschaft auf Fitzgelder habe. Die farmingehärbten Sippen lieblich lispelnd, fragt sie ihren Nachbar:

„Das Ausersehen thut recht oft! Wie alt z. B. halten Sie mich, mein Herr?“

In Anbetracht ihrer schön angemalten Wangen und der rücherröthen Rosenbeleuchtung glaubt sie diese Frage ruhig stellen zu können.

Was würde wohl nun daraus werden, wenn der Gefragte die Wahrheit sagen wollte? Alle Welt würde Zeter schreien, daß er nicht die gesellschaftlichen Tügen, die erwartet wurden, mit einem geschickten Antrich von wahrer Ueberzeugung vorbrachte!

„Wie alt meine Grädisge? — und Derjenige, welcher gesellschaftlich zu lügen nicht verschmäht, wird erwidern, — „rathe ich nicht zu hoch, wenn ich beinahe die Mitte der Zwanzig annehme?“

„Sie sind als Pfyriognom ein Meister, — lächelt die vierzigjährige Schöne, — „im nächsten Herbst werde ich fünfundzwanzig Jahr!“

Der galante Münchhausen vereint sich und denkt dabei im Stillen: — „Fünfundzwanzig Jahre! Das sind Kilojahre, die rechnen doppelt, da gehen immer zwei auf eins!“

Beim Verlassen einer solchen Gesellschaft regnet es soziale Tügen, denn Jeder sucht nach Dankesworten im Superlativ für den so genüßlich verbrachten Abend, wenn er auch Anglichdweil geschwitzt hat bei den geöffneten Klavierconcerten der Familienmitglieder des Gastgebers, und seine Kehle zumammengeweicht wurde bei dem Genuß des trendzigen Dreimännerweins, welcher seinen Namen mit Ehren trägt, weil zwei Männer eigentlich dazu gehören, um den zu halten, der ihn trinken soll.

Und nun erst die sozialen kleinen und großen Lügen im Staatsdienst!

Ein Kanzleidirektor oder ein ähnlicher höherer Beamter hat unter einem halben Dutzend Nützlichen Denjenigen dem Minister zur festen Anstellung vorzuschlagen, welcher der Begabteste, Tüchtigste, Fleißigste ist. Er empfiehlt Herrn X. als einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten jungen Mann, der ein Arbeiter comme il faut sei und sich vortrefflich zum Geheimsekretär qualifizire. Auf diese Empfehlung hin bekommt sein Protegé die gut dotirte Stelle, und der Staat ist um — einen höchst mittelmaßigen Beamten reicher geworden, denn die Empfehlung des Kanzleidirektors war auch weiter Nichts als eine gesellschaftliche Lüge. Herr X. war weder begabt, noch besonders fleißig, aber er hatte sich bereit erklärt, wenn er die gut dotirte Stelle befäme, die burokratische Tochter des Kanzleidirektors zu heiraten; daher wurde er den anderen Kandidaten vorgezogen und gut verport, und „Fräulein Tochter gleichzeitig mit ihm.“

„Aus Gesundheitsrücksichten wird der Herr General v. A. zur Disposition gestellt, aus Gesundheitsrücksichten wird der Herr Wirkliche Geheimrath Z. pensionirt, aus Gesundheitsrücksichten wird der Herr Oberlehrer R. aus der Welt würde die Störungen dieser betreffenden Gesundheitswohl je furiiren können, denn die Entfernung aus Gesundheitsrücksichten dieser Herren maskirt nur, daß sie an maßgebender Stelle mißlich geworden sind. Es ist nicht „opportun“, die Wahrheit zuzugestehen, man spricht lieber „durch die Blume“, das duftet besser.

Von den Erlassen in Altentstift führt eine Gedankenbrücke zu den Briefen. Wie wenig aufrichtig und ernst sind die Heberschriften und Anreden in den Briefen gemeint!

„Mein Hochverehrter!“ — wird an Jemand geschrieben, der auch nicht die leiseste Verehrung verdient, und „Meine Grädisge!“ wird eine Frau brieflich angeredet, die als äußerst ungnädig bekannt ist.

Und nun erst die uninnigen, unwahren Unterschriften der Briefe!

„Ihr ganz ergebenster, Hrv unterthänigster, Ew. Hochwohlgeboren in äußerster Devotion ergebender“, — ist das etwas Anderes, als geschriebene Lüge?

Der Briefschreiber würde sich bedanken, wenn er diese in einem Briefe einem Andern oder sich selbst beigelegten Prädikate thatsächlich vertreten und nach dem läugnerischen Wortlaut dieser Prädikate handeln sollte. Er würde es höchlichst übel nehmen, wenn der Briefempfänger von ihm einen Beweis seiner Ergebenheit oder gar eine unterthänige Haltung beanspruchen würde, trotzdem er dies Alles ihm brieflich, schwarz auf weiß, klar und deutlich versichert hatte.

Tügen, nichts wie soziale Tügen!

Auch die rothen Zettel mit der Aufschrift: „Ausverkauf“ an den Schulentfellen vieler Väden in großen und kleinen Städten sind Tügen, nur gemacht, um einfallige und vertrauensselige Käufer in den Laden zu locken, ein Gebahren, ebenso läugnerisch wie die in den Augen fallende große Zwer, welche als scheinbarer Kaufpreis an die Waare gehet ist, um bei dem Publikum die fälschliche Voraussetzung zu erwecken, daß der betreffende Artikel nur zwei Thaler koste. Betritt Jemand den Laden und wünscht die bezeichnete Waare für zwei Thaler zu kaufen, so wird ihm jetzt die Waare mit der großen 2 nahe vor die Augen gebracht. Er sieht nun hinter der 2 noch ein verschwindend kleines, kaum sichtbares 1/2. Heben. Für die scheinbar mit 2 Thalern veräußlichte Waare wird jetzt 2 1/2 Thaler verlangt. Es war eine läugnerische Machination, um den Käufer in den Laden zu locken, in der Voraussetzung, daß, wenn derselbe sich erst in dem Verkaufsgewölbe befände, er sich durch falschen Ehrgeiz und durch Furcht vor Aufsehen verleiten lassen würde, eine Waare über ihren Preis zu kaufen oder doch mindestens

mehr Geld auszugeben, als er sich ursprünglich vorgenommen hatte.

Die heute gesellschaftliche, wie geistliche Welt huldigt in Allem dem Grundsatz, daß die Sprache nur vorhanden ist und gebraucht wird, um die Gedanken zu verschleimen.

Die Wahrheit will Niemand hören, weil sie Fehler, schwache Seiten, Laster aufdeckt, und da alle Menschen, mehr oder weniger, mit Fehlern und schwachen Seiten behaftet sind, so scheuen sie sich, die Wahrheit zu vernehmen, weil sie fürchten, durch diese kompromittirt zu werden. Die Unglücklichen aber, welche in ihrer unpraktischen Ehrlichkeit und ihrem stolzen Rechtlichkeitsgefühl die Wahrheit rücherröthlich so jagen wollen, werden zu Lügnern geklopelt, um dadurch für die wurmtüchtigen Seelen, welche etwas zu verbergen haben, unschädlich gemacht zu werden.

Zu engster Verbindung mit der Gesellschaft steht die Mode, und welche Abweichung von der Wahrheit der Natur haben wir hier bei den Kleiderformen zu registriren! Die modirten Schulten und die gestärzten Hüfte der Herren, die Fehuren und die angeblühten Sattellournissen der Damen, was sind sie? Nichts als eine „Vorspiegelung falscher Thatfachen, Nichts als Lügen, soziale Lügen“, und gewiß nicht die kleinsten.

Ehre Demjenigen, welcher sich in dieser Welt von Lüge zu behaupten versteht und dreifache Ehre Dem, der trotz des Bemühens von dem Regiment der Lüge, dennoch den Muth hat, die Wahrheit zu sagen!

Der Buntspecht.

Eine Frühlingsplauderei.

Der Morgen ist heraufgezogen; wie ein mächtiger Zauberer hat er an Baum und Busch geklopft, ist über Saaten und Blüten getrichen, und überall thut das neue Leben die Augen auf und lacht ihm hell und freudlich entgegen. Blau ist der Himmel, golden strahlt die Sonne — es ist ein herrlicher Frühlingsmorgen.

Ueber die Wiege zieht es noch wie ein düstiger Schleier, lese dahin schwebend, aber vor den Sonnenstrahlen schon sichtbar zerrinnend. Der frische, leichte Morgenwind spielt in den jungen Blättern der Eichen, welche den Weg zu beiden Seiten der Straße einjaßen. Die zieht sich allmählig eine sanfte Höhe hinauf, wo die Eichenallee in den Hallen eines dichten Kiefernwaldes verschwindet, und einen wunderbar schönen Gegenstand bildet hier ihr lichtgrünes Laub zu dem tiefdunklen Grün der von der Sonne beleuchteten Kiefern.

Ein frischer, witziger Sauch durchweht die Luft, freier atmet die Brust, wunderbar frisch wird es uns im Herzen, und wir janchen laut auf in überquellender Lust, einstimmend in den Jubelwortsang der Waldstänger um uns her. Das zirpt, flirrt, zwitschert, pfeift und singt ohne Ende, aus allen Wipfeln, allen Blättern tönt es. Wer nennt sie alle, die zahlreichen Mitglieder dieser Waldkapelle? Vom hohen Aste schmettert der Fink seinen Morgenquers in den hellen Morgen hinein, im lauschigen Zweigwerk laßt und zerpflückt ein Männchen seinem Weibchen entgegen, hier jagen sich ein paar Meisen von Stamm zu Stamm, dort schlüpft ein Rothschelken durch die Blätter. Vom Waldbrand tönt ein Klirren seinen Namen herüber und aus dem Dickicht tönt der eigenartige Ruf des Weibchops.

Aber was für ein sonderbares Schnarr dringt da von jener riesigen Kiefer herunter in unser Ohr? — Err! Err! schallt es weithallend durch den Wald. — Err ist etwa jener lange trodne Ast, der da oben herabstaut nicht sein, denn der leise Morgenwind vermag wohl die jungen Wälder der Erde zu rühren, nicht aber jenen dicken Ast in Bewegung zu setzen. Wir treten unter die Stämme, schleichen uns hinter dichten Wachholderbüschen entlang und gelangen so ziemlich nahe heran, daß wir den Baum, namentlich jenen Ast, scharf in's Auge fassen können. Err! Err! harrt und schnarrt es wirklich von da oben herab, es ist kein Zweifel. Aber ein lebendes Wesen ist's, ein Vogel, der das sonderbare Schnarr noch als Sätze zu dienen scheint, und mit dem Schnabel pocht und hämmert er gegen das Holz. Die Schläge folgen so gemein schnell, daß sie nur wie ein fortlaufendes Schmitzen dem Gehör erscheinen, und der zerstückte Hinterkopf des Thieres sieht dabei aus, als wäre ein glühender Spahn hin und her. Hell wird der Vogel von der Sonne beleuchtet und wir können sein Gefieder deutlich erkennen. Der Rücken ist schwarz, die Unterseite schmutzig gelbgrau, am Halse zeigen sich weiche Streifen, eben solche Flecken auf den Schultern, und auch die Flügel sind mit weißen Querbindern gezeichnet. Der ziemlich lange, meißelartige Schnabel ist bleifarben, die Füße erscheinen grünlich. Frächtig farmiroth wie der Hinterkopf ist auch der untere Leib und wir wollen uns freuen, daß er uns mit dem lebhaftesten braunrothen Auge noch nicht bemerkt hat, wir möchten sonst nicht weiter das Vergnügen haben, ihn so bequem betrachten zu können, denn er ist, wie alle seine Verwandten es sind, ein äußerst

schener Vogel. Wegen seines bunten Kleides führt das Thier den Namen Buntspecht, deren man drei Arten kennt, die sich fast nur in der Größe, wenig in der Färbung und in der Lebensweise gar nicht unterscheiden.

Unter Buntspecht bedingt Europa und das nördliche Asien, soweit es nur Nadelwälder giebt. Er ist ein Standvogel und wohnt im Walde ein bestimmtes Revier, in welchem er seinen andern duldet. Von famerabsichtlicher Fremdschaft feinesgleichen weiß er nichts; sobald er im Umkreise seines Reviers das Pochen eines andern Spechtes wahrnimmt, kommt er sofort herbeigeiligt, um den Nerven zu verjagen. Das macht sich natürlich auch der Jäger zu Nutze, wenn er einen Specht erlegen will, was leider noch häufig geschieht. Es hat sogar einmal eine Zeit gegeben, wo man diese Thiere mit unsinniger Verachtungswuth verfolgte, weil man sie für wer weiß wie schädlich hielt, und es hat schwer gehalten, diesen Wahn zu bekämpfen und nachzuweisen, daß gerade die Spechte die unermüdlichsten Kerbthiervertilger, die vornehmsten Hüter und Erhalter des Waldes sind. Daß sie nebenbei auch Haselnüsse, Fichtenzapfen u. dergl. aufhaden und verschren, thut doch dem Walde sicherlich keinen Abbruch.

Außer dieser unermüdlichen Thätigkeit wird der Specht aber auch durch seinen Nestbau dem Walde außerordentlich nützlich. Wo der Boden unter einem Baume mehrere Fuß weit mit ausgefesselten Spähnen bedeckt ist, suchen wir nicht vergebens nach einem solchen Neste, denn in einem Loch desselben Baumes ist es gewiß zu finden. Schon zu Anfang des April ist der betreffende Baum ansetzbar worden, der ganz sicher fernaufliegt. Ein Nistloch oder ein abgebrochener Ast hat dies dem Specht verrathen, und die Arbeit beginnt. Das Weibchen öffnet oder erweitert zuerst den Eingang, bis dieser zum Ein- und Ausfliegen geräumig genug ist. Dann beginnt das Ausmeißeln der inneren Höhle, und nach vierzehntägiger Arbeit ist das Thier etwa einen Fuß weit eingedrungen. Der Boden der Höhlung bildet einen Kugelabschnitt und ist nur mit sehr feinen Spähnen bedeckt. Darauf liegen die weißen Eier, die in abwechselnd zehn Tagen gelegt werden. Inzwischen beginnt der Specht ein halbes Dutzend solcher Höhlen, ehe er diese eine definitiv vollendet hat, und das eben ist es, wodurch er dem Walde ferner so nützlich ist. Diese Ausbuchtungen nämlich werden von zahlreichen kleinen Vögeln zum Nestbau benutzt, die nicht im Stande sind, sich selbst ein Loch zu meißeln, und jeder Förster weiß, wie hoch er gerade diese kleinen Höhlenbrüter als treue Beschützer bei der Erhaltung seines Waldes schätzen muß. Ein Baum also, der stehen bleibt mit seinem fernaufliegenden Stamme und vielleicht schon ganz trockenem Astwerk, verzinkt sich als beliebte und vielgenutzte Wohnung der Spechte und der kleinen Höhlenbrüter unendlich viel höher, als wenn er der Art verfallt. Gejamte Wälder werden nie von Spechten angehaßt.

Mehr und mehr hat sich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Spechte unter allen Umständen zu schonen sind. Sind doch Feinde für dieselben schon genug vorhanden, namentlich Fiesel und Eichhörnchen. Sollte man es von diesem possitiven, langohrigen rothen Gelellern glauben? Vom Fiesel freilich erwartet man nichts Anderes, denn wo sich das langbeinende Thier sehen läßt, da erkennen man in ihm sofort den abgeleiteten Spitzhüben, den lichterfarbenen Mäuler, der sich auf unrecht Wegen befindet und alle Urwälder hat, sich seitwärts in die Büsche zu drücken. Dem Eichhörnchen dagegen traut man so ohne Weiteres dergleichen Sünden nicht zu. Der Buntspecht fürchtet das Eichhörnchen sogar noch mehr als jenen kleinen prodeligirten Nabelbrüter und man hat oft beobachtet, wie er den langohrigen rothen Spitzhüben mit gräßlichem Geschrei und wüthenden Schnabelstößen verfolgte, wenn er es wagte, abwärts oder unabsichtlich in die Nähe seines Nestes zu kommen. Ist es ihm gelungen, ihn in die Furcht zu schlagen, so kehrt er mit einem stolz-freudigen „fack, fack, fack“ zurück, und das Weibchen stimmt dann ein in seine Freude und antwortet ebenso zum Brutloch heraus. Seine vorläufigen Feinde sind ihm viel gleichgültiger. Sperbern gelingt es bisweilen, einen Buntspecht abzufangen, aber doch nur selten. Er entgeht ihnen gewöhnlich durch die ungemeine Behendigkeit, mit der er die Bäume zu umtreiben oder sich in seine Schlupfwinkel zu verbergen versteht.

Mit Ausnahme von Madagaskar und Australien beleben die Spechtvögel alle Theile der Erde, auch den Norden, und sind in den unwohnten Ländern der warmen Erdtheile selbstverständlich viel zahlreicher an Arten und Individuen als bei uns. Und überall stützen sie denselben Nutzen, sie sind Arbeiter im Haushalte der Natur, für die es keine Ersatzmänner giebt. Dennoch wird für ihren Fortbestand nicht genug gethan. Wohl dürfte es an der Zeit sein, anbrüchliche Bäume absichtlich zu erhalten, damit Spechte und andere Höhlenbrüter sie benutzen und nicht von Wohnungsorgen gequält werden.

Der Vorhang fällt!

Ah! Wenn er so am Schlusse einer anstrengenden Theateraktion fällt, wenn uns dahinter die grünen Fäden winkeln, wie jubelnd begrüßt man dieses Fallen des Vorhanges! Wie schüttelt man sich die Hände — bis auf wenig Ausnahmen, denn die Fäden vor der Thür machen jedes Herz gerührt und weich, und jedes Auge lächelt. „Glückliche Fäden!“ tönt es von allen Seiten, und Alles strebt aus einander, hinaus, hinaus aus dem heißen Theater, in die freie, frisch erlöste Welt!

Das wäre so die eine, die bessere Seite des Vorhangs-fallens! — Es giebt noch eine, die dieser dünkt!

Wenn wir mit Jittern und Erwarten, voll Hoffnung und geistiger Spannung an eine interessante Aufgabe heran-

getreten sind, wenn man Tage zuvor nur in derselben gelebt, sich nie genug gethan, nie mit sich selbst zufriedener gewesen ist, — immer noch auf der Suche nach den richtigen, menschlich Wahreren, — wenn man zitternd den erheuteten und doch so sehr gefürchteten Abend herankommen gesehen, wo die Gestalt, die wir darstellten, der Mensch, den wir verkörpern sollen, in Richte der Kampfe erst Leben und Blut gewinnt, und man noch nicht ganz zufrieden ist mit dem Bilde, das unter Phantasie davon geschaffen, wenn wir plötzlich so etwas wie geistige Flügel wachsen fühlen, und wir mehr leisten, als wir von uns selbst noch eine Stunde zuvor erwartet, wenn „draußen“ dann das mitgeriffene oder geriffelte Publikum uns donnernd Antwort giebt, ob wir es recht getroffen, und wenn dann der Vorhang fällt, zum letzten Male an diesem heißen Abend fällt, dann, ach! man bleibt in anderer Brust ein schönes, herrliches Gefühl zurück! Ein Gefühl, das ich trotz aller der Leiden und Thränen, womit man es erkauft, nicht hingeben möchte für ein schmerzlos dahinfließendes Nichts-gehen.

Allein, wie selten eben sind diese Lichtseiten! Ich habe den Vorhang auch oft in recht trauriger Stimmung fallen gesehen. Wenn ein enttäuschter Dichter dahinter steht, vergebens ein letztes Versfallszeichen erwartend, und der Vorhang unerfüllt zurück bleibt, mit seinem letzten Fall vielleicht eine jahrelang gehegte Hoffnung zertrümmend. Wenn ein junges Talent geistigen Hauptes von der Bühne schließt, nachdem das erste Debüt schlecht ausgefallen und der Vorhang lautlos, unbarmherzig lautlos gefallen ist. Argend ein Unglück, eine ähäre Unart hat vielleicht das Publikum verstimmt, weil die sich wachsenden Flügel des neuen Kunststrebens nur einen plumpen Flug erlaubten.

Er aber sieht den Gott im Herzen, fühlt darum doppelt seine eigene Unfertigkeit, sein eigenes Ungenügen, fühlt aber auch brennend die Unbarberzigkeit des vielförmigen Richters da draußen, der ihn eben ohne Gnade verdammt hat, wenn dieser arme „Durchgefallene“ eine heiße Thräne im Auge zurückpreßt, Scham im Herzen vor den Kollegen, die dem Unglücklichen ausweichen, — wie man eben dem Unglück immer ausweicht, — wenn der arme Gemiedene dann allein von der Bühne wandt ohne den ermunternden Händedruck eines Freundes, das Herz voll zerbrochener Illusionen, — dann ist dies ein bitter trauriges Fallen des Vorhanges!

Und doch! Wie viel Humor spielt sich oft hinter dieser Veilwand ab, die uns vom Publikum trennt!

Zwischenakt! — Große Pause! Das Publikum strömt in die Korridore, plaudert, lacht, fofkettirt, intrigirt, sonderirt. Der Zuschauerraum ist still geworden. Desto mehr Lärm und Bewegung, Laßt und Arbeit herrscht auf der Bühne. Es wird umgehangt, d. h. der Salon, das Schloß oder die Alwegalerie, worin der verlassene Akt sich abspielt, wird zum Garten oder Park verwandelt. Staum ist der Vorhang gefallen, so stürzen von allen Seiten — wie raubende Vandalen — die Theaterarbeiter herbei und schleppen Möbel und Dekorationsstücke weg, und wehe dem Darsteller, der ihnen nicht vorständig aus dem Wege geht, wehe den Schleppe der Damen, die zum „Umzug“ in die Garderobe eilen, wenn so ein Arbeiter mit mitleidlos über Sammet und Seide marschirt und mit Vorliebe die Garnierungen herumtritt! „Har fir!“ mahnt der Regisseur mit der Uhr in der Hand. Der große Teppich wird abgezogen, der jetzt eben das Parquet darstellt, selbst die Blumenbilder sind Niemandem mehr heilig und werden hurtig in einen Winkel geworfen, die Bühne ist ein Chaos, von einer enormen Staubwolke umhüllt, denn alles ist im „Werden“ und eben wird ein neuer Teppich ausgelegt — der grüne Nadel! Selbst der Direktor, der plaudert mit dem Regisseur oder einigen Mitglieder auf- und abwandelt, muß vor dem Chaos weichen und Metung hinter des Coullissen suchen. Der „Held“ ist dem Garderobier zu früh entwichen, der mit der goldenen Ehrenleiste hinter ihm dreinläuft, um sie noch rasch zu befestigen, und ihm auch den mäterlichen Mantel nachzutragen, ohne welchen ein Held nun einmal nicht interessant sein, nicht gehen und nicht sterben kann! Dieser aber stürzt zum Vorhang hin, um durch das winzige Guckfensterchen in den Zuschauerraum zu sehen, der sich indessen wieder gefüllt hat. Er muß doch sehen, ob „Sie“ da ist, der seine schönsten Worte gesagt, seine feurigsten Blicke zugeworfen werden, und ungeduldig weist er den eifrigen Garderobier zurück, der ihn fahrt. Desto länger aber braucht Fräulein A. zu ihrer Toilette, denn sie weiß bereits, daß der Intendant dem Hoftheater in Y. im Theater und sie will „heraus, immerwährend schön“ sein. „Anspizient! Haben Sie Fräulein A. schon gesehen? Wir müssen anfangen!“ mahnt der ungeduldige Regisseur; seine arme Kette ist ganz trocken geworden in Staub und Hitze, und der Schwelz peist auf seiner Stirn. Was weiß er von Garderoben-Schmerzen? „Hehe, Hitze und ungeduldeten Anfeindern!“ „Zieht die sich heute wieder ein Engelkleid um“, heißt er, als er den alten Anspizienten trauzig seine grauen Waden schütteln sieht, der eben an der Garderobe angefragt. „Fräulein A. ist heute sehr nervös!“ sagt der Alte mit der Miene eines Mithrayers. „Domerwetter! Wie bauen Sie denn die Laube da!“ ruft der erste Theatermeister den Arbeitern zu, die eben im Begriffe sind, einen Babylonischen Thurm von Stufen aufzuführen, — da soll Fräulein A. wohl mit der Leiter hinauf? — „Hier ist kein Ball, meines Wissens“, schmettert der schon ungehaltenen Regisseur zwei jungen Chorstimmen zu, die die schüchternen Anjänge eines Walzers verjuchen, den das Orchester indessen so verführerisch zu spielen bekommen. „Wo ist denn der Baum, den ich gewünscht, um besser vorzutreten?“ fragt erregt der Intrigant, der sich dahinter verdecken will. „Der Baum kommt schon, Geduld!“ — „Lassen Sie nur die Kleinlichkeit herunters!“ Wo ist denn der Mond?“ „Hier!“ ruft eine

Wohltimme aus dem Hintergrunde und das bärtige Antlitz des Beleuchteten zeigt sich an dem Platz, wo vorchriftsmäßig auf's Stichwort der Mond ausgehen muß.

„Wo sind meine Requisiten?“ ruft die endlich daberstürmende erste Liebhaberin, deren Schleppe eine erhabte, schweißtriefende Garderobiere nachträgt. Die Requisiten fehlen an dem gewohnten Plage. „Um Gotteswillen! es kann nicht angehen ohne meine Requisiten! Der Brief, der Schlüssel, die Blume, die Laute!“ „St Frau B. am Plage?“ „Da kommt sie eben.“ „Gott sei Dank! — Es sind fünf Minuten Verpätung. Es kam angehen! Zeichen!“ befehlt der Regisseur aufathmend. — „Kein, noch nicht!“ jammert Frau B., die sich eben beim Eintreten an einem Nagel des Verastückes die Spitze abgeriffen — „ich habe mich in meine „Nienenschleppe“ verwickelt, eine Garderobiere, schnell, um Gotteswillen eine Nadel, einige Nadeln!“ — Alles rennet, rettet. Endlich ist auch dies Hinderniß überwunden. Die erste Liebhaberin sitzt indes längt in der Laube, aber deren unbehagene Stufen sie einige Glosse zu machen sich nicht verjagen kann — sie sitzt in der schmachtendsten Stellung, die Laute im Arm, ganz hingegeben, der Intrigant lauert bereits hinter seinem Baum, wie die Schlinge unter Blumen, der Jäger der kofketteten Salonbade ist in Bewegung. Der Regisseur zählt die Häuser seiner Diener. Alles ist in Ordnung, die Musiker hinter der Scene lauern auf den Wink des Anspizienten, es tönt das Zeichen zum Aufzuge des Vorhanges, der Anspizient winkt den Musikern mit dem Bispel seines tabakduftenden Zischentudes, und unter Sphärenklängen raucht der Vorhang wieder empor!

Wenn sich diese Veilwand aber, hinter welcher so viel erregte, traurige und heitere Scenen abspielen, zum allerletzten Male senkt für Jemand, der dieser bunten Welt Arien für immer sagt, dieser bewegten Jamboree, die uns so möglich fesselt, dann ist ein solcher Abschied ein weicherer Augenblick für Betheiligte und Nichtbetheiligte. Ich habe glückliche Bräute Abschied nehmen sehen, welchen nach dem allerletzten Fallen des Vorhanges eine reiche, schöne Käuslichkeit, ein glückliches Gelingen winkte, — auch diese Jünger hatten Thränen, auch diese Veiluppen bebten, als sie das letzte Arien in's Publikum riefen, das die reizende Laute oder die gealterte Sängerin so oft bewundert, bekräftigt und bekräftigt hat.

Wenn aber ein Stätten-Veteran oder eine Matrone scheidet von der Bühne, die Jahrzehnte, die oft ein halbes Jahrhundert lang ihr Streben und Wirken war, die ihr Glück und Enttäuschung, Freude undummer mit immer wechselnder Woge des Geschickes gebracht, wenn die Stätte ihnen von nun an für immer verschlossen bleibt, die ihr Leben gewesen, ihr Leben bedeutet, dann fällt wohl mancher aufrichtige Jähre das alte Auge, das so oft geklärt im Strahle der Lampen und das die Kampfe nun zum letzten Male, zum allerletzten Male sieht! Dann jittet die Stimme in tiefem Weh, die nicht mehr Gedanken der Dichter belebt, sondern jetzt zum letzten Male aus eigenem überdemeltem Herzen spricht und ihr letztes Begehren in das Publikum hinausruft — nein, nur flüstert, — weil Thränen die Stimme erlösen, ehe Thränen, wie diese Talin-Perlen! Der Scheidende wehrt ja, daß er mit diesem Abschied auch Abschied nimmt von seinem ganzen früheren Leben, das, was noch übrig bleibt, nur mehr das Einsippen ist, der Winterschlaf des Alters! Und wenn der letzte Kranz gependet, die letzte Blume empfangen ist, dann blüht das feuchte Auge wohl noch lange auf die unüberwärtlich gekante Veilwand, und zwischen lesem Schlucken klingt es wehmüthig hervor: „Der Vorhang ist gefallen!“

Sonett von Verthold Arnau.

Wenn es lönt dem Waffengang
Mander süße Rede schwang,
und es Bienen oft gefürcht,
Wenn es heil, von Duft umweht,
Dampfend auf dem Tische steht,
findet Mander es begierlich.

Charade von F. W.

Meist den Faulen und den Tragen,
Die nicht gegen die Glöcker regen,
Nutt man oft die Erde zu,
Schläfer scheut sie aus der Raht!
Und der Silben letzte Weiden
Sind demüth, uns sein zu bleiben,
Doch als Ganges sich erneuet,
Wer da übertritt recht dreist.

Erchwörter-Räthsel von A. S.

1. Wer sich lobt allein, dess' Ehre ist gar klein. 2. Wiltst du dich recht hoch erheben, so leh' lo, daß du wohl magst werden. 3. Der Herr muß selber sein, der König, will er's im Reine haben recht. 4. Dem Feinen ist alles rein. 5. Wohl geessen ist bald getrunken. 6. Mit wenig lebt man wohl. 7. Was ist zu allen Dingen gut. 8. Räthen ist leichter, denn beissen.

Aus obigen Erchwörter ist je ein Wort zu wählen. Die gewählten Wörter müssen auch ein Erchwörter ergeben.

Vögen aus Nr. 21.

1. Quadrat-arithmogryph:
s p a n i e n
a o i g r
t
c s h r
i o t
n t g r
a b a c i s t
t

2. Charade: Stillschweigen. 3. Logogryph: Ketter, Brett.

Horrorbonen.

Jam. Bräutigam, Gelegenlich 1 2 richtig. A. Straucher, C. S. Meis, R. Müller, R. Fischer, S. Weber, Käse richtig. G. G. Richter, M. Hoffmann, Emil Breiting, B. Wagner 2 3 richtig. E. Starbender 3 richtig. 1 nicht ganz richtig. Ernst W. . . . Laura Gubricins in W. M. Richter in D. 1 richtig.